

Besuch aus Indien

Autor(en): **Hesse, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **42 (1938-1939)**

Heft 14

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668907>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Besuch aus Indien.

Von Hermann Hesse.

Unreif gebrochene Früchte nützen uns nichts. Mehr als die Hälfte meines Lebens war ich mit indischen und chinesischen Studien beschäftigt — oder, um nicht in den Ruf eines Gelehrten zu kommen — war ich gewohnt, den Duft indischer und chinesischer Dichtung und Frömmigkeit zu atmen. Aber als ich vor langen Jahren, da eine Gelegenheit sich bot, eine Reise nach Indien machte, da sah ich wohl die Palmen und Tempel stehen, roch den Weihrauch und das Sandelholz, aß die herben Mango und die zarten Bananen, aber zwischen alledem und mir war noch ein Schleier, und mitten in Randh unter den Buddha-priestern hatte ich nach dem wahren Indien, nach Indiens Geist, nach einer lebendigen Berührung mit ihm dasselbe ungestillte Heimweh wie vorher in Europa. Indiens Geist gehörte noch nicht mir, ich hatte noch nicht gefunden, ich suchte noch. Darum floh ich damals auch Europa, denn meine Reise war eine Flucht, ich floh es und haßte es beinahe, in seiner grellen Geschmacklosigkeit, seinem lärmigen Jahrmarktetrieb, seiner hastigen Unruhe, seiner rohen, tölpelhaften Genußsucht.

Mein Weg nach Indien und China ging nicht auf Schiffen und Eisenbahnen, ich mußte die magischen Brücken alle selber finden. Ich mußte auch aufhören, dort die Erlösung von Europa zu suchen, ich mußte aufhören, Europa im Herzen zu befeinden, ich mußte das wahre Europa und den wahren Osten mir im Herzen und Geist zu eigen zu machen, und das dauerte wieder Jahre um Jahre, Jahre des Leidens, Jahre der Unruhe, Jahre des Krieges, Jahre der Verzweiflung.

Dann kam die Zeit, es ist noch nicht sehr lange her, da hatte ich keine Sehnsucht nach dem Palmenstrand von Ceylon und den Tempelstraßen von Benares mehr, und wünschte mir nicht mehr, ein Buddhist oder Taoist zu sein und einen Heiligen und Magier zum Lehrer zu haben. Dies alles war unwichtig geworden. Und auch der große Unterschied zwischen dem verehrten Osten und dem franken, leidenden Westen, zwischen Asien und Europa, war mir nicht mehr eben wichtig, ich legte keinen Wert mehr auf das Eindringen in möglichst viel östliche Weisheiten und Kulte, ich sah, daß tausend heutige glühende Verehrer des Lao Tse weniger von Tao wußten als Goethe, der das Wort Tao nie gehört hat, ich wußte, daß es, in Europa wie in Asien, eine unterirdische,

zeitlose Welt der Werte und des Geistes gab, welche nicht durch die Erfindung der Lokomotive und nicht durch Bismarck umgebracht worden war, und daß es gut und richtig war, in dieser zeitlosen Welt, in diesem Frieden einer geistigen Welt zu leben, an welcher Europa und Asien, Beden und Bibel, Buddha und Goethe gleichen Teil hatten. Hier begann meine Schule der Magie, und sie dauert noch an, hier gibt es kein Ende des Lernens. Aber mit der Indiensucht und der Europaflucht war ich fertig, und jetzt erst klang mir Buddha und das Dhammapaddam und das Tao Te King rein und heimatisch und hatte keine Rätsel mehr.

Nun war diese Frucht reif geworden, und nun fiel sie vom Baum meines Lebens. Ich verschweige den Anlaß und die Namen, ich erzähle nicht, wie alles zustande kam, wie es geschah, daß ich aus meinem Eremitenleben einmal wieder für Tage in die Welt hineingespült wurde, wie plötzlich neue Menschen, neue Beziehungen meinen Weg kreuzten. Ich erzähle nur die indische Episode daraus.

Kürzlich, an einem schönen, etwas verschleierten Abend, erschien bei mir in meinem Dorfe ein schöner bräunlicher Mann, ein gelehrter Hindu aus Bengalen, ein Schüler und Freund von Tagore. Er erschien und sagte gleich unter der Tür meines Zimmers: „O, das ist ganz wie in Indien“, und fühlte sich sogleich daheim. Er sprach Englisch und Französisch und hatte außerdem noch eine Dolmetscherin mitgebracht. Er hatte eine Vorlesung von mir gehört, hatte sich alles genau überlesen lassen und kam nun, um mir zu sagen, daß er erstaunt und erfreut sei, in Europa einen Mann zu finden, dem das östliche Denken nicht bloß durch gelehrtes Studium intellektuell bekannt, sondern im Herzen vertraut und heimisch sei. Ich sagte ihm, es gebe mehr solcher Europäer, als er wisse, ich erzählte ihm von einigen Freunden, ich erzählte ihm von jenem unsichtbaren, unmodernen Europa des Geistes, erzählte ihm, daß auch Goethe (von dem er meinte, daß er das Indertum abgelehnt habe) ein Gläubiger und Mitverkünder jener anonymen westöstlichen Lehre sei.

Schön und freundlich lächelte der Indier, schnell wurden wir Freunde, schnell schlossen wir uns auf und gaben uns einer dem andern zu erkennen. Seit langem hatte ich diesen Genuß nicht mehr gekostet. Es gab einen Menschen, einen Europäer



Ponalestraße am Gardasee.

zwar, aber einen, der beinahe sein ganzes Leben in Japan verbracht hat und auch jetzt wieder dort lebt, mit dem war ich in ähnlicher Weise verbunden, mit dem stand ich auf demselben gemeinsamen Boden eines magischen Verstehens, eines Verstehens auch ohne Worte, durch Zeichen, durch Lächeln, durch Schweigen. Nun erlebte ich dasselbe mit diesem Mann aus Bengalen, vom ersten Augenblick an waren wir einverstanden, teilten einander nur Dinge mit, zu denen der andere lächeln und nicken konnte.

Er war sogleich in die offene Balkontüre getreten. „Auch dies erinnert mich an Indien“, sagte er, „diese schönen Bäume, diese Stille, dieses Konzert der Zikaden, diese blaue Dämmerung im Gebirge. Im Himalaya haben wir buddhistische Klöster, die liegen in unendlicher Stille, in unendlichem Frieden solchen Bergen, solchen Dämmerungen gegenüber, dorthin sollten Sie kommen, lieber Herr, Sie sollten für einige Monate oder Jahre zu mir nach Bengalen kommen.“

Ich dankte ihm für die Einladung und erinnerte ihn daran, daß ja er selbst den indischen Frieden auch in meinem Zimmer, auch auf meinem Balkon gefunden habe, und daß dies mir

genüge. Ich zeigte ihm über dem Berge jenseits des dunkelnden Wiesentals den aufsteigenden ersten Stern.

Da legte mein Gast seine flachen Hände aneinander, sammelte sich einen Augenblick mit geschlossenen Augen, und sprach dann ein bengalisches Lied, ein Gedicht, in dem eine kleine Lampe, von einer liebenden Mutter im Stübchen angezündet, mit dem Stern am Himmel spricht. Lange hatte ich keine indischen Laute mehr gehört, sie haben für mich einen Zauber mehr als für andere, denn sie sind mir (ohne daß ich die Sprachen doch verstünde) von der frühesten Kindheit an vertraut.

Das Geheimnis aller ostasiatischen Wort- und Tonkunst sprang auch hier mir sofort wieder verblüffend entgegen, wie ich es einst in indischen Gedichten, in chinesischer Musik, in chinesischen Theatern empfunden hatte: die strenge, kultisch fest geprägte, komplizierte, ja fast kapriziöse Rhythmik. Ich bat meinen Freund, mir auch ein Lied zu singen, und er sang zwei Volkslieder, den Takt mit leisem Fingerschnalzen angehend. Die Melodien waren für unser Ohr unbedeutend, unscharf, verwehend, aber auch in diesen Liedern

herrschte eine Gespanntheit und Schärfe, eine straffe, saubere Akzentuiertheit und Rhythmiß, eine Zucht und ein Sinn für Struktur, den unsere Dichtung, wenigstens die neuere, in keiner europäischen Sprache kennt.

Der Stern war aufgegangen, und andere kamen, wir standen Stunden auf dem kleinen Balkon, sprachen von Upanishaden, sprachen von China und Japan, mein Gast, ein Gelehrter, gab mir einen Überblick über die Geschichte Indiens, eine Geschichte, welche nicht aus Kriegen, Verträgen und fürstlichen Heiraten besteht, sondern aus Liedern, Gebeten, Philosophien, Jogamethoden, Religionen, Tempelbauten. Und ich erzählte ihm vom unsichtbaren Europa, vom Mittelalter, von Goethe, und von all jenem, worauf es beruhte, daß meine Tessiner Klause ihn an Indien und den Himalaya erinnern konnte.

Als wir endlich, schon zum Abschied, ins Zimmer zurücktraten, nahm er eine kleine indische Bronzefigur in die Hand, die ich besitze, einen Flöte spielenden Krishna, und begann von den

Göttern zu sprechen, von Indra, von Krishna, von Rudra-Shiva, und von ihrer Verwandlung und Durchdringung, ihrem ewigen Auf- und Untergang. Dann ging er, lächelnd, freundlich, verlor sich in die Nacht, und ich wußte einen Augenblick nicht mehr, ob er „wirklich“ gewesen sei.

Aber er kam wieder, wir haben uns, bei mir und bei ihm, seither manchmal gesehen und manche Stunden miteinander gesprochen, und wenn er nun wieder geht, so wird jeder von uns eine Bestätigung, einen Trost und einen Antrieb aus diesen Stunden mitnehmen.

Einst, als er meine Aquarelle betrachtete, bat ich ihn, sich eines davon auszusuchen. Er wählte eines, in dessen Mitte eine Brücke über ein Gewässer führt, daneben stehen hohe Bäume, und er sagte: „Dies Bild wähle ich mir, weil Sie gleich mir die Bäume kennen und lieben, und weil diese Brücke mir ein Sinnbild ist für die Brücke zwischen Ost und West, die in unseren Tagen neu entsteht.“

Babetts schwerste Stunde.

Prüfend hielt Babette Klingenfuß, die weitherum bekannte und geschätzte Weißnäherin des kleinen Landstädtchens Bülau, die feine Damastserviette, die sie eben ausgebeffert hatte, gegen das Licht und faltete sie alsdann befriedigt wieder zusammen. Bevor sie nun aber von dem Stoß Flickwäsche, der vor ihr lag, ein neues Stück zur Hand nahm, schaute sie rasch zur nahen Kirchenuhr hinüber. Beinahe zwölf Uhr, murmelte sie halblaut vor sich hin, da lohnt es sich nicht mehr, eine große Arbeit zu beginnen.

Wie sie nun unter dem Haufen Weißzeug nach einem Stück mit einem kleinen Schaden suchte, schüttelte sie mißbilligend den Kopf. Welch eine Menge Flickwäsche sich doch immer ansammelte! Ob wohl die Wäscherinnen sorgfältig genug mit den feinen Sachen umgingen? Je nun, ihr, Babetts, Schaden war's ja nicht, ihr brachte es nur Verdienst. Denn, das mußte sie sich immer wieder sagen, sie kam gern alle zwei Wochen einen Tag zum Ausbessern hier in den stattlichen Gasthof zu den Drei Königen. Sie liebte ihr luftiges Nähzimmerchen im Dachstock des Hauses, fern von dem Getriebe der gutbesuchten Gaststätte, sie liebte den Fensterplatz hier oben mit dem Blick übers ganze Städtchen, mit dem weiten Himmel darüber und den Hügeln, Wäldern und Straßenzügen in der Ferne. Sie liebte auch

ihre Arbeit hier und legte ihren Stolz darein, die Flickereien in der feinen Damastwäsche so auszuführen, daß ein ungeübtes Auge sie gar nicht bemerkte. Und zudem liebte sie auch, das gestand sie sich kaum selber ein, die feine Küche des Gasthofs.

Babette war in Genüssen des Gaumens gar nicht verwöhnt. Nähte sie bei sich zu Hause, so gönnte sie sich zum Kochen kaum Zeit, und war sie im Kundenhaus — du lieber Gott —, es sind eben nicht alle Hausfrauen geschulte Köchinnen! Der Gasthof zu den Drei Königen aber war weit im Land herum berühmt wegen seiner ausgesuchten feinen Küche.

Wieder war eine Flickerei erledigt, und wieder flog ein Blick zum Kirchturm hinüber. Heute scheint es ein wenig später zu werden mit dem Essen als sonst, sagte sich Babette, während ihre emsigen Finger nach neuer Arbeit suchten. Ob wohl eine Gesellschaft unten war? Vielleicht eine Hochzeit? Die kamen oft von weit her, um hier zu tafeln. Da hatte wohl Frau Seelhofer, die umsichtige Wirtin, wieder alle Hände voll zu tun, denn sie war in Küche und Gaststube die Seele des ganzen Betriebes. Und trotz ihrer großen Arbeitslast fand die freundliche Frau manchmal Zeit, Babette das Essen selber in das Nähzimmerchen hinaufzubringen und ein Weilchen mit ihr zu plaudern. Babette fühlte sich jedesmal sehr